

# Das Gemeindekind : Roman. Teil 9

Autor(en): **Ebner-Eschenbach, Marie v.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **41 (1937-1938)**

Heft 7

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-665597>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Am häuslichen Herd.



XLl. Jahrgang

Zürich, 1. Januar 1938

Heft 7

## Neujahrnacht.

Weithin ertönt der Gruß der Glocken,  
Von hundert Lichtern glänzt der Saal,  
Die Menschen jubeln und frohlocken,  
Vereint beim festlich heitern Mahl.

Sie bringen Wünsche sich entgegen,  
Und klingen mit den Gläsern an.  
Wie mag sie's nur so froh bewegen,  
Daß abermals ein Jahr verrann?

Daß sie aus ihrer Freuden Mitte  
Verhülltem Los entgegengehn,  
Daß näher sie um soviel Schritte  
Dem Ziel, vor dem sie schaudern, stehn?

Wie? Oder sollen Spiel und Necke,  
Der Scherz, der immer Tolltes wagt,  
Das Wehgefühl nur überdecken,  
Das leis an jedem Herzen nagt?

Das Wehgefühl, nicht zu versöhnen,  
Daß eine Frist nun wieder um,  
Und daß die Glocken nur ertönen,  
Vergänglichkeit, zu deinem Ruhm!

Betty Paoli.

## Das Gemeindekind.

Roman von Marie v. Ebner-Eschenbach.

(Fortsetzung.)

9

Als der Lehrer am folgenden Tage zum Bürgermeister kam, lag dieser von Schmerz gequält auf dem Bette. Er hatte in seinem jämmerlichen Zustand nicht das geringste Interesse für Wohl und Wehe der Mitmenschen. Sooft Habrecht auch begann, von Pabel zu sprechen, der Kranke kam immer auf sich, auf seine Leiden, auf seine Klagen über den Arzt zurück, der alle Fingerlang daherlaufe, ihm das Geld aus der Tasche stehle und nicht helfe. Um wieviel besser dran als er war seine Magd! Ja, die! vor ein paar Wochen so krank und so matt, daß sie sich kaum hatte auf den Beinen halten können, jetzt frisch und gesund. Und warum? Weil sie von allem Anfang an vom

Arzt nichts hatte wissen wollen, weil sie, ohne erst lange zu fragen, zum Weib des Hirten geschickt um ein Mittel. Das hatte geholfen, gleich nach einer Stunde war sie hergestellt.

Der Lehrer sagte: „Hm, hm!“ und brachte von neuem die Angelegenheit Pabels vor, worauf ihm der Patient nochmals die Geschichte der wunderbaren Heilung seiner Magd erzählte.

„Und was beschließt Ihr über den Pabel?“ fragte der Schulmeister und erhielt endlich den Bescheid, er solle sich an die Räte wenden.

So machte er denn die Runde bei den Räten. Einer nach dem andern hörte ihn ernsthaft und geduldig an, und jeder sagte: „Da müssen Sie zuerst zum Bürgermeister.“



„Der Bürgermeister schickt mich zu Euch.“

„Ja, dann müssen Sie zu den zwei andern Räten.“

Selbständig einen Entschluß zu fassen oder nur eine Meinung auszusprechen, dahin war durch ruhiges Zureden keiner zu bringen; und in Eifer zu geraten hütete sich Habrecht, um nicht bei den mißtrauischen Dorfvätern in den Verdacht irgendeiner eigennützigen Absicht bei der Sache zu kommen.

Zuletzt ging er ins Schloß, um dort für seinen Schützling zu wirken, kam jedoch übel an. Der Brief aus dem Kloster hatte seine Wirkung nicht verfehlt. Die Frau Baronin machte sich bittere Vorwürfe, die Zusammenkunft der Geschwister befürwortet zu haben, war sehr aufgebracht gegen Pabel, wollte nicht mehr von ihm sprechen hören und riet dem Schulmeister, den Schlingel ein für allemal seinem Schicksal zu überlassen.

Die Woche verfloß. Virgil begab sich täglich nach der Schule, um den Pabel abzuholen, aber der Junge ließ sich entweder nicht finden oder leistete offenen Widerstand. Da wanderten endlich der Hirte und sein Weib zum Bürgermeister und ersuchten ihn, seine Autorität geltend zu machen und den Buben zur Rückkehr zu ihnen zu zwingen. Der kranke Mann versprach alles, was sie verlangten, blickte zwischen jedem mühsam herausgestoßenem Satz die Wunderdoktorin fragend, fast flehend an und ächzte, nach seiner schmerzenden rechten Seite deutend: „Da sitzt's! Da sitzt der Teufel!“

„Mein Gott, mein Gott!“ sprach das Weib. „Rechts, ja rechts, da tut's weh, das ist die Leber.“

„Die Leber? Nun ja — sie sagt also wenigstens etwas, sie! . . . Sie sagt, die Leber ist's. Aber der Doktor, der sagt nicht Leber und gar nichts.“

„Sagt nichts und weiß nichts,“ sprach das Weib mit überlegener, wegwerfender Miene.

„Weiß nicht einmal eine Linderung, weiß gar nichts.“

Die Virgilova erhob die gefalteten Hände zur Höhe ihrer Lippen und hauchte über die Fingerspitzen: „Ach Gott, ach Gott! Und wenn man denkt, wie leicht dem Herrn Bürgermeister zu helfen wäre.“

Der Kranke bäumte sich auf seinem Lager: „Meinst du? . . . So hilf mir!“

„Wenn ich nur dürft,“ entgegnete sie mit einem raschen, lauernden Blick. „Wenn ich nur etwas

schicken dürft! . . . In vierzehn Tagen wären Sie gesund.“

„So schick mir etwas, schick! . . . Aber — das Maul gehalten . . . verstehst du? . . .“ Er unterbrach sich, um ängstlich auf Schritte und Stimmen, die sich näherten, zu horchen, und fuhr dann leise fort: „Wenn's dunkel wird, kommt die Magd und holt's.“

„Ich schick den Buben, das wird besser sein, da setzen Sie dem auch gleich den Kopf zurecht und sagen ihm: Wo du hing'hörst, da gehst wieder hin. Die Magd soll nur aufpassen bei der Stalltür.“

Der Bürgermeister winkte heftig: „Um neun. Seht fort — geht!“

Virgil und sein Weib gehorchten schleunig, trafen aber schon am Ausgang der Stube mit Peter und dem Arzte zusammen. Dieser ließ die unbefugte Kollegin hart an mit der Frage, was sie hier zu suchen habe. Nicht minder mißtrauisch und viel derber wies Peter die beiden Alten hinweg.

Das Ehepaar legte den Heimweg schweigend zurück.

In der Hütte angelangt, begab die Frau sich sogleich zu der Truhe, kramte eine schmutzige, in Lumpen gehüllte Schachtel hervor und entnahm ihr zwei Fläschchen. Das eine trug die Etikette der städtischen Apotheke mit der Aufschrift: „Kammillengeist.“ Der Inhalt der zweiten war von gelbbrauner Farbe und hatte einen dicken weißlichen Bodensatz. Aufmerksam prüfend hielt die Frau das Fläschchen gegen das Licht und begann es langsam in ihren Fingern zu drehen.

Virgil hatte sich auf die Bank gesetzt. „Was tust?“ fragte er plötzlich. „Was willst ihm helfen? Laß ihn.“

„Dem kann niemand helfen,“ antwortete das Weib. „Der muß sterben.“

„Muß sterben? — Was willst also? . . . Misch dich nicht hinein.“

Sie zuckte die Achseln: „Dreiviertel Jahr oder ein ganzes kann er's schon noch machen.“

„Oder ein ganzes?“ wiederholte Virgil bestürzt, dachte nach und rief auf einmal voll Grimm: „Hast gesehen, wie sein Bursch mit uns war?“

„Aus lauter Angst vorm Vater,“ versetzte das Weib. „Er möchte uns prügeln aus lauter Angst . . . Und sie kriegt auch noch Prügel von ihm — dann!“ Sie legte ungemeines Gewicht auf dieses Wort und zwinkerte mit ihren blassen Katzenaugen. „Dann — wenn die Verliebtheit



verraucht sein wird, und die verrauht bald, wie die Bursche schon sind, die schlechten Kerls. Pack dich, wird's dann heißen, ich hab' nichts mehr mit dir zu tun! Und das Mäd'el weiß, daß es so kommen kann, und wenn's so kommt, dann geht das Mäd'el in den Brunnen."

Virgil stieß einen heiseren Laut hervor und bekreuzigte sich dreimal nacheinander: „Gered! Albernes Mäd'elgered!"

„Von unsrer ist's kein Gered," erwiderte das Weib mit innerster Überzeugung, „die tut's."

„Tut's nicht."

„Laß nur drauf ankommen."

„Ich schon. Meinetwegen braucht sich der Racker nicht zu schinieren."

„So soll sie gehen. 's wird halt auf der Welt um ein armes Mäd'el weniger geben. Mich hätt's nur g'freut, wenn der Alte früher gestorben wär, jetzt! solange noch der Peter, wenn er dürst, wie er wollt, sie nehmen tät... Und wenn sie ihn nur hätt! wenn nur!" Das Weib brach in ein Gelächter aus: „dann wär er's, der Prügel bekäm."

Virgil nahm zuerst teil an ihrer lauten Heiterkeit, doch hielt er bald inne, verzog heuchlerisch den Mund und sprach tief aufseufzend: „Gott geb's, daß der liebe Gott den armen Herrn Bürgermeister bald erlöst."

„Vielleicht gibt er's," versetzte rauheren Tones die Frau, „und jetzt mach fort und hol den Buben."

„Er geht nicht."

„Sag, daß der Bürgermeister es befiehlt." —

„Er geht doch nicht."

„So sag, daß die Binska um ihn schickt."

Der Hirt stand auf und schlich dem Ausgang zu. Dort blieb er stehen, wendete sich und sprach: „Du hörst — helfen sollst ihm just nicht, was Unrechtes geben aber auch nicht."

Höhnisch blinzelte sie ihn an: „Werden schon sehen," um ihre dünnen, über das vorstehende, noch gut erhaltene Gebiß fest gespannten Lippen flog ein grünlicher Schatten.

Den Mann überließ's, er humpelte sachte davon.

Zwei volle Stunden ließ Pabel auf sich warten. Es war beinahe Nacht, als er endlich kam, an die Tür klopfte und nach Binska fragte. In die Hütte einzutreten, war er nicht zu bewegen.

Der Hirt, der ihn begleitet hatte, lehnte an der Wand und rührte sich nicht. Bei den Nachbarn herrschte Stille, nur unterbrochen durch das kräf-

tige Schnarchen Arnosts, dessen Lagerstätte dicht in der Nähe des Fensters stand.

Virgiloba erschien auf der Schwelle: „Die Binska schläft schon", sagte sie, „jetzt kannst sie nicht mehr sehen, warum kommst so spät? Mußt auch gleich zum Bürgermeister."

„Ich?"

„Sollst ihn selbst bitten, daß er dich beim Lehrer laßt und" — sie senkte die Stimme zu kaum hörbarem Geflüster — „und mußt ihm auch ein Mittel bringen."

„Aha!" Pabel begriff sogleich, um was es sich handelte. Er war oft genug seiner Prinzipalin verschwiegener Bote bei Kranken gewesen und teilte mit dem ganzen Dorfe den Glauben an ihre Kunst und an die Heilkraft ihrer Medikamente. So streckte er die Hand aus und sprach: „Gebt her."

Sie reichte ihm das Fläschchen mit dem harmlosen Inhalt und schärfte ihm umständlich die Vorsichtsmaßregeln ein, unter denen es „auf dreimal" zu leeren sei. „Geh durch den Garten," schloß sie, als der Junge ungeduldig zu werden begann und ihr nur noch mit halbem Ohr zuhörte: „Halt dich weit von der Straße, daß dich der Nachtwächter nicht sieht. Die Magd weiß, daß du kommst, und wird dir aufmachen."

Mit ein paar Säzen war Pabel auf dem Feldrain, einen Augenblick hob sein dunkler Schatten sich vom bleigrauen Horizont ab, dann war er verschwunden.

Virgiloba trat auf ihren Mann zu, faßte ihn am Arm und zog ihn einige Schritte mit sich fort. „Jetzt laufft dem Buben nach und sagst ihm: Bald hätt' die Frau vergessen: das da muß er zuerst austrinken und das Flascherl gleich wieder zurückschicken, damit die Frau es im Mörser zerstoßen und das Pulver auf sieben Maulwurfs-hügel streuen kann, sonst hilft alles nichts. So sagst ihm, und das gibst ihm."

Sie drückte ihm etwas Kleines, Kaltes in die Hand, bei dessen Berührung ihn schauderte.

„Um Gottes willen, ist da was Unrechtes drin?"

„'s is was gegen die Schmerzen, die werden gut davon."

„Wie den Raken ihre," sagte er und fügte, plötzlich in Zorn geratend, hinzu: „Warum hast du's nicht gleich dem Buben mitgegeben, warum soll ich's hintragen?"

Sie sicherte: „Daß du nicht sagen kannst, wenn's auskommt: ‚Ich weiß nichts', daß du mich nicht sitzen lassen kannst, wie du gern möchtest,



wenn's schief geht. Darum, du Feigling. Und jetzt lauf."

Er trat von ihr weg: „Ich geh nicht," sagte er.

„So laß ihn leiden! . . . Niemand weiß, was der noch leiden muß. Sein eigener Sohn könnt ihm nichts Besseres tun, als ihn erlösen. Er wird zu seinem Sohn noch sagen: ‚Bring mich um oder ich fluch dir!‘ . . . Lauf, lauf! . . . Willst noch nicht? . . . So laß ihn leiden, wie einen gebissenen Hund, damit er Zeit hat, die Winstka in den Brunnen zu jagen und den Sohn um sein Glück zu fluchen und sich selber ums ewige Leben."

Sie sprach leise mit heftiger und furchtbarer Beredsamkeit, und Virgil zuckte unter dem Schwall ihrer Worte wie von tausend Nadeln gestochen. „Ein Liebeswerk," schloß sie, „ein Werk der Barmherzigkeit, den zu erlösen. Was ein rechter Mann wär, tät's um Gottes willen."

Er keuchte, es war ihm gräßlich, zu sehen, daß die Augen seines Weibes in der Dunkelheit glimmten von eigenem fahlen, weißlichen Licht.

„Um Gottes willen? . . . Um Gottes willen also," widerholte er, wendete sich und trat seine Wanderung an.

Das Gäßchen, dem er zueilte, wurde von der Rückwand einiger Scheuern und vom Zaun des Bürgermeistergartens gebildet. An der Ecke des letzteren angelangt, blieb Virgil stehen. Hinter dem Zaune regte sich's . . . Ein Geflüster drang an des Alten Ohr, ein zärtliches Liebesgeflüster, ein Seufzen, Rosen, Küssen, ein Abschiednehmen für eine Nacht, als wär's für die Ewigkeit . . . Es sind die Zwei, dachte Virgil, es ist der Racker, der da küßt und herzt — der Racker, für den ich hingehen und töten muß . . . Muß ich? . . . War gestern bei der Beicht, und geh aufs Monat wieder . . . Und das könnt ich nicht beichten, und dafür gibt's keine Absolution, dafür gibt's nur die Hölle. — Am vorigen Sonntag hat der Pfarrer von ihr gesprochen und ihre Qualen ausführlich geschildert.

Der Hirt eilt immer noch vorwärts, seine Zähne schlagen zusammen, es pfeift laut in seiner Brust. Heulen und Zähneklappern, das ist schon die Hölle, er trägt sie schon in sich . . . Außer ihm ist sie aber auch, die Dunkelheit ist Hölle . . . Und was wandert da vor ihm her, was für ein breiter schwarzer Strich, noch schwärzer als die Finsternis? — Ei, der Pabel! blitzt es durch das chaotische Wirrsal seiner Vorstellungen. Ruf ihn — so ruf ihn doch, ermahnt er sich selbst . . . Wozu? Nun, um ihm das Gift . . . er denkt es

nicht mehr aus. Ihm ist, als ob sein Kopf wüchse und groß würde wie ein Zehneimerfaß, und als ob seine Füße so schwach und dünn würden wie Weinruten; und diese schwachen Füße sollen den ungeheuren Kopf tragen und die Hölle, die er in der Brust hat? Das geht nicht, das geht nicht . . . Was aber geschieht jetzt? Heiliges Erbarmen . . . Der schwarze Strich verändert die Form, und es ist nicht Pabel, es ist der leibhaftige Teufel, hinter dem Virgil einhergeht, der Teufel, der sich nicht einmal nach ihm umsieht, so sicher ist er: Der folgt mir gewiß. Dem Hirten schwindelt, und er bricht zusammen. „Nein!" würgt er hervor, „nein, ich tu's nicht! Herrgott im Himmel, gebenedeite Dreifaltigkeit, verzeih mir meine Sünden!" Und vor dem Namen des Höchsten und Heiligsten verrinnt der Spul, und es ist Pabel, der sich jetzt über den Alten beugt und fragt: „Was wollt denn Ihr da?"

„Ich, ich?" schluchzt Virgil und klammert sich mit beiden Händen an ihm fest: „Ich — nichts. Gift hab' ich bringen sollen, aber ich tu's nicht . . ."

Er erhob sich, den Arm Pabels immer festhaltend, zertrat das Fläschchen und stampfte die Scherben in die Erde.

„Schau mir zu", rief er, „bleib da und schau mir zu."

„Laßt mich aus, Ihr seid wieder einmal betrunken," sprach der Junge, machte sich los von Virgils krampfhafter Umklammerung und stieg über den Zaun in den Garten.

Am nächsten Morgen erwachte Pabel aus tiefem Schlafe. Die Tür der kleinen Kammer, die ihm der Lehrer als Bohnstube angewiesen hatte, war aufgerissen worden; im Dämmererschein des grauenden Herbsttages stand der Schulmeister da und rief: „Steh auf! beeil dich — du mußt die Sterbeglocke läuten."

„Für wen denn?" fragte Pabel und regte die schlummerschweren Glieder.

„Für den Bürgermeister."

Der Junge sprang empor wie angeschossen.

„Er ist tot, ich gehe hin, besorg du das Läuten," sprach Habrecht und eilte hinweg.

Pabels erste Empfindung war Schreck und Staunen. Der Bürgermeister, dem er gestern das Mittel gebracht hat, das ihn gesund machen sollte, nicht genesen? gestorben — nicht genesen? . . . Das Mittel hat nicht geholfen! Gott hat's nicht gewollt, darum vielleicht nicht, weil er's wohlmeint mit Pabel, dieser gute Gott. Er hat vielleicht den Bürgermeister sterben lassen,





Junge Bündnerin in ihrem trauten Heim.

Phot. Feuerstein, Schuls.



damit der Pabel nicht zwingen könne, noch länger bei Virgil zu bleiben.

Der Junge flog aus dem Hause und über den Hof, die Treppe zum Glockenturm hinauf, und läutete, läutete mit Andacht, mit Inbrunst, mit feierlicher Langsamkeit. Und dabei betete er still und heiß für das Seelenheil des Verstorbenen.

Als er vom Turme herunterkam, traf er den Herrn Pfarrer, der, auf dem Heimweg aus dem Sterbehause, den verdeckten Kelch in den Händen, eben im Begriff war, in die Kirche zu treten. Pabel sank auf die Knie vor dem heiligen Viaticum, und der Priester ließ im Vorübergehen einen Blick so voll Verdammnis und Verwerfung über ihn hingleiten, daß er erschrocken zusammenfuhr, an die Brust schlug und sich fragte: „Ist er böse auf mich, weil er sich vielleicht auch denkt, daß der Bürgermeister meinetwegen hat sterben müssen?“

Er ging in die Schule zurück und nach seiner Stube und hatte diese kaum erreicht, als auch schon Winka hereinstürzte, verstört, ganz außer sich. Sie hatte die Kleider nur hastig übergeworfen, das Lächlein fiel ihr vom zerzausten Haar in den Nacken, ihr Gesicht war totenbleich, und mit den Gebärden wilder Verzweiflung warf sie sich vor Pabel hin.

„Erbarm dich!“ rief sie, „du bist besser als wir alle. Guter Pabel, weil du so gut bist, erbarm dich unser . . . Wir waren immer schlecht gegen dich, aber erbarm dich doch, erbarm dich meines alten Vaters, meiner alten Mutter, erbarm dich meiner!“

Sie preßte das Gesicht an seine Knie, die sie umschlungen hatte, und sah flehend zu ihm empor. Er war noch bleicher geworden als sie, eine unheimliche Wonne durchschauerte ihn: „Was willst du?“ fragte er.

„Pabel“, antwortete sie und drückte sich fester an ihn, „das Fläschchen, das du gestern gebracht hast, hat der Tote, wie sie ihn gefunden haben, in der Hand gehalten, und die Leute sagen, — und der Peter sagt auch, es ist Gift.“

„Gift?“ Die nächtliche Szene mit Virgil fiel ihm plötzlich ein; „ja, von Gift hat dein Alter geredet . . . Otterngezücht! Ihr habt den Bürgermeister vergiften wollen . . .“

„So wahr Gott lebt“, beteuerte Winka, „ich hab' von nichts gewußt . . . Und auch so wahr Gott lebt: Es ist nichts Böses geschehen . . . Glaub mir. — Der Bürgermeister ist an seiner Krankheit gestorben, nur früher als der Doktor gemeint hat, und das Mittel, das du gebracht

hast, war ein gutes Mittel . . . Man wird es schon sehen bei Gericht, denn es kommt vors Gericht, der Peter will's!“

Reuchend, in namenloser Aufregung, brachte sie diese Worte hervor, und ihr starrer Blick hielt den seinen fest.

„Wenn's so ist,“ entgegnete Pabel, „vor was fürcht'st dich?“

„Vor was! Weißt nicht, wie die Leute sind? . . . Wenn die Mutter vors Gericht kommt und wird zehnmal losgesprochen, deswegen heißt's doch, losgesprochen ist nicht unschuldig . . . Die Mutter darf nicht vors Gericht kommen, Pabel — Pabel!“

Sie wiederholte seinen Namen in allen Tonarten des Jammers, ihr zarter Körper schmiegte sich schlangemäßig an ihm empor, und er, mit widerstrebender Seele, voll Argwohn und Groll, verschlang sie mit den Augen.

„Ich kann nicht helfen,“ murmelte er.

„Du kannst! Du brauchst nur zu wollen, du brauchst nur zu sagen . . . sag es, Pabel, guter, guter Pabel!“

„Was denn? Was soll ich sagen?“

„Daß dich niemand geschickt hat,“ stammelte sie zagend, „daß du von selbst zu ihm gegangen bist.“

„Von selbst?“ brach er aus, „was werd denn ich von selbst zu ihm gehen? Was werd denn ich ihm bringen von mir selbst? Ich weiß ja nichts.“

„O Lieber, Allerliebster! Ein Hirt weiß immer was. Du hast oft Kräuter gekocht für die kranken Ziegen und Schafe und hast halt gemeint, was für die so gut ist, kann auch für einen kranken Menschen gut sein . . . Das sag, Pablicek, wenn sie dich fragen.“ Sie küßte ihn, der ihr nicht mehr wehrte, auf seine brennenden Lippen. „Das sag, und dann nur alles, wie es war, wie du dich eingeschlichen hast in seine Stube, und was er gesagt hat, wie er dich gesehen hat.“

„Da hat er ja nichts gesagt.“

„Nichts gesagt?“

„Nichts, aber fürchterlich geglozt.“

„Und du?“

„Und ich hab' ihn gebeten, daß er mich beim Herrn Lehrer lassen soll.“

„Und dann? Weiter, Pablicek, weiter.“

„Dann hat er mit dem Kopf gemacht: Nein, nein, und noch fürchterlicher nach dem Mittel geglozt und gewinkt, daß ich ihm davon geben soll.“

„Und du hast ihm davon gegeben?“



„Ja.“

„Und niemand war dabei?“

„Niemand.“

„Und die Magd? Ist die draußen an der Tür gewesen?“

„Die ist draußen an der Tür gewesen.“

„Und was hat sie gesagt?“

„Sie hat gesagt: Gott geb's, daß das Mittel hilft.“

„Und du?“

„Ich hab' auch gesagt: Gott geb's!“

„Und wie du in den Garten hinausgekommen bist, war niemand dort?“

„Der Peter“, sprach Pabel mit Bestimmtheit, „er hat mich gehört und mir nachgeschrien.“

„Das ist gut, alles gut, das mußt du alles aussagen,“ flüsterte Wiska und umarmte ihn, als ob sie ihn ersticken wollte, „und es wird dir nichts geschehen, sie sind ja gescheit bei Gericht und wissen gleich, ob ein Mittel giftig ist oder nicht. Dir wird nichts geschehen, und uns wird geholfen sein... ich bitt dich also, erbarm, erbarm dich!“

Sie sah ihn an wie ein in Todesangst Ringender den Retter, von dem er sein ganzes Heil erwartet, und ein wonniges Gefühl der Macht schwellte die Brust des verachteten Jungen.

„Was krieg ich, wenn ich's tu?“ rief er übermütig und packte sie an beiden Armen. „Wirst du dann den Peter stehen lassen und mich nehmen?“

Wilde Verzweiflung flog über ihre Züge, von Jorn übermannt, vergaß sie alle Klugheit. „Dummer Bub — so war's nicht gemeint!“

Sie schrie es fast und suchte sich von ihm loszumachen.

Er spottete: „Nicht? Warum also gibst mir Küsse und nennst mich Allerliebster? ... Soll ich statt eurer vor Gericht, damit der Peter dich nehmen kann? Das willst?“

„Das will ich!“ sprach sie finster; „das muß ich. Dummer Bub! ...“ Sie trat einen Schritt zurück und hob die gerungenen Hände. „Ich muß als Weib ins Bürgermeisterhaus oder in den Brunnen.“

„Du mußt? — mußt? mußt?“ ... Er hatte begriffen und stöhnte auf in qualvollem Entsetzen ... „Nichtsnutzige!“

Ihre Augen schlossen sich, ein Tränenstrom rann über ihre Wangen. „Ich hab' geglaubt, daß du mich lieb hast und mir helfen wirst,“ sprach sie mit weicher Stimme, „aber du willst nicht.“

Sie schwieg, ihm raubten Grimm und Schmerz den Atem. Eine Weile standen sie wortlos voreinander; er, im Begriff, auf sie loszustürzen, um sie zu erwürgen, sie, auf das Schlimmste gefaßt und sich darein ergebend.

„Wiska,“ begann er endlich, und sie, bei diesem Ton, so trotzig er auch klang, sie faßte wieder Hoffnung.

„Was — guter, guter Pabel?“

„Nichtsnutzige!“ wiederholte er mit zusammengebissenen Zähnen.

Sie wollte sich von neuem vor ihm niederwerfen, da hob er sie in seinen Armen auf, trug sie zur Tür und stieß sie hinaus. Noch einmal wendete sie sich vernichtet, zerknirscht:

„Was wirst du sagen vor Gericht?“

„Ich werd schon sehen, was ich sagen werd,“ antwortete er. „Geh.“

Sie gehorchte.

(Fortsetzung folgt.)

## Neujahr.

Abermals ein neues Jahr!  
Immer noch die alte Not. —  
O, das Alte kommt von uns,  
Und das Neue kommt von Gott.

Gottes Güt' ist immer neu,  
Immer alt ist unsre Schuld.  
Neue Reu verlei' uns, Herr,  
Und beweis uns alte Huld!

F. v. Logau.

## Eine Blitzfahrt nach Arosa.

Von Ernst Eschmann.

Lachender Frühling und Hochwinter an einem Tag! In den Gärten am Zürichsee blühen die Krokus. Droben in Arosa sind Anfangs März Mengen Neuschnee gefallen. Meterhohe Wände lockeren Pulverschnees flankieren die Straßen. Wenn man so schnell hieher versetzt wurde, weiß

man kaum, wie einem geschah. Ein Wunder hat sich begeben. Die Natur in ihrem unerschöpflichen Reichtum hat ein Spiel gespielt, wie es sonst das Werk blühender Träume ist.

Und doch! Man staunt verwundert ringsum, und man muß es glauben: alles ist Wirklichkeit,